

---

## Thomas Ahbe

### Zehn Jahre danach.

## Neue Befunde der empirischen Sozialwissenschaft zu unterschiedlichen Werten und Einstellungen der Ostdeutschen und Westdeutschen\*

### Vorbemerkungen – Die Konstruktionen des Ostens

Die Befunde der empirischen Sozialwissenschaften zu den spezifischen Werten und Einstellungen der Ostdeutschen stellen eine wichtige Quelle dar. Sie erhellen Richtung und Dynamik des Wandels der politischen Kultur des vereinigten Deutschlands und liefern der Diskussion von Erbschaften, kulturellen Transfers und Perspektiven<sup>1</sup> ihre empirische Basis.

Allerdings findet der größte Teil solcher Befunde in der nichtwissenschaftlichen Öffentlichkeit kaum Resonanz, obwohl in den Medien und im Zeitgeist die Konstruktionen ‚des Ostens‘ und ‚der Ostdeutschen‘ nach wie vor Konjunktur haben<sup>2</sup>. Bei der ost-westdeutschen Konstruktion von Eigen- und Fremdgruppen dominiert im Offizialdiskurs der Politik wie auch im Mediendiskurs seit zehn Jahren die westdeutsche, sich als ‚gesamtdeutsch‘ inszenierende Sicht<sup>3</sup>. Konstruktionen aus spezifisch ostdeutscher Perspektive erfuhren und erfahren hingegen kaum professionelle Verstärkung<sup>4</sup> und bleiben deswegen ein informeller Laien-Diskurs<sup>5</sup>.

---

\* Thomas Gensicke, *Die neuen Bundesbürger. Eine Transformation ohne Integration*, Westdeutscher Verlag, Opladen 1998, 223 S.; Ursula Piontkowski/Sonja Öhlschlegel, *Ost und West im Gespräch. Zur Bedeutung sozialer Kategorisierungen in der Kommunikation zwischen Ost- und Westdeutschen*, Lit Verlag, Münster 1999, 112 S.; Hendrik Berth/Elmar Brähler (Hrsg.), *Deutsch-deutsche Vergleiche. Psychologische Untersuchungen 10 Jahre nach dem Mauerfall*, Verlag für Wissenschaft und Forschung, Berlin 1999, 178. S.

1 Vgl. T. Ahbe/M. Gibas, *Der Osten im vereinigten Deutschland*, in: *Zehn Jahre Deutsche Einheit. Eine Bilanz*, hrsg. von W. Thierse, I. Spittmann-Rühle und J. L. Kuppe, Opladen 2000, S. 23-38.

2 T. Ahbe, *Hohnarbeit und Kapital. Westdeutsche Bilder vom Osten*, in: *Deutscheblat Archiv 33 (2000) 1*, S. 84-89.

3 W. Früh/U. Hasenbrink/F. Krotz/Ch. Kuhlmann/H.-J. Stiehler, *Ostdeutschland im Fernsehen*. Bd. 5 der Schriftenreihe der Thüringer Landesmedienanstalt, München 1999.

4 Mit einem Fünftel an der deutschen Gesamtbevölkerung und damit auch am gesamtdeutschen Konsumentenpotential medialer Produkte sind die Ostdeutschen eine Minderheit. Zieht man hierzu noch in Betracht, daß etwa 60 Prozent der Ostdeutschen ein spezifisch ostdeutsches Wir-Bewußtsein haben und die Gewißheit, „nicht westdeutsch zu sein“, kommt man schnell zu dem Ergebnis, daß der Anteil sich in erster Linie als

Zum anderen legen sich die empirischen Sozialforscherinnen und -forscher große Zurückhaltung auf, wenn es um die Interpretation, gewissermaßen die Projektion ihrer Befunde hin auf das gesamte Diskurspanorama zur politischen Kultur der vereinigten Bundesrepublik geht.

Aus Gründen dieser diskursiven ‚Manöverlage‘ sollen die folgenden empirischen Befunde dreier Fachbücher in Zusammenhang gebracht und eingeordnet werden.

### Befunde, Daten und Interpretationen

Thomas Gensicke hat schon seit Beginn der neunziger Jahre das ausgereifte und ausgewiesene Instrumentarium der Speyerer Werteforschung um Helmut Klages mit einem der persönlichen Ost-Erfahrung entspringenden Problembewußtsein und besonderer Kenntnis des Analysegegenstandes zu verknüpfen gewußt. Der o.g. Band ist ein Resümee der letzten Dekade, der Autor will die Entwicklung des „subjektiven Faktors in der Transformation der neuen Bundesländer“ (S. 11) beschreiben. Mit Hilfe von eigenen und fremden Befunden der empirischen Sozialforschung – zum Teil auf Daten aus der Zeit der DDR und der alten Bundesrepublik zurückgreifend – beschreibt Gensicke Persistenz und Wandel typisch ostdeutscher Wertebestände. Der rekonstruierende empirische sozialisatorische Vergleich der DDR mit der westdeutschen und westeuropäischen Bevölkerung ist, wie das Buch zeigt, heute nur punktuell und in den Perspektiven möglich, in denen einst Daten erhoben wurden. Das geschah beispielsweise in bezug auf die Erziehungsziele, die Quoten der Eheschließungen und -scheidungen oder der nichtehelichen Geburten (S. 143ff.) In einem derart ausgerichteten multipolaren westeuropäischen Vergleich erscheint die bundesdeutsche Gesellschaft gegenüber der DDR als deutlich konventioneller. Das Klischee von einer in jeder Hinsicht vom Osten nachzuholenden Modernisierung wird also aus dieser Perspektive nicht bestätigt.

Seit 1990 nun kann die Spezifik der ererbten wie der sich wandelnden ostdeutschen Wertesituation durch den *systematischen* und methodisch

---

Ostdeutsche Identifizierenden einen Anteil von zwölf Prozent der deutschen Gesamtbevölkerung einnimmt. Hinzukommt, daß eben jete 20 Prozent der Ostdeutschen, die sich nicht oder weniger als Ostdeutsche, statt dessen aber als Bundesbürger fühlen, die meisten Ressourcen und die westdeutsche Unterstützung haben, *ihre Wirklichkeitsdefinition* in den Medien als die ‚der Ostdeutschen‘ auszugeben. Vgl. T. Koch: Wohin treibt der Osten? Parteienwettbewerb und Deutungsmacht im vermeintlichen Niemandsland, in: Deutschland Archiv, 23 (1999) 3, S. 440-451; vgl. auch W. Früh/U. Hasenbrink u.a., Ostdeutschland im Fernsehen (Anm. 3)

- 5 T. Ahbe, Ostalgie als Laienpraxis. Einordnung, Bedingungen, Funktion, in: Berliner Debatte INITIAL, 10 (1999) 3, S. 87-97, ders., Ostalgie als eine Laien-Praxis in Ostdeutschland. Ursachen, psychische und politische Dimensionen, in: H. Timmermann (Hrsg.), Die DDR in Deutschland. Politische und historische Rückblicke, Berlin 2001.

parallelisierten Vergleich mit dem Westen erhoben werden. Auch hier wird deutlich, daß sich die Differenzen in der deutsch-deutschen Wertelandschaft nicht durch die Topographie von Arealen mit erfolgter und nicht erfolgter subjektiver Modernisierung abbilden läßt, sondern durch die – mitunter leicht zu verkennende – *Spezifik* der subjektiven Modernisierung in der DDR und in Ostdeutschland. Diese wird deutlich, wenn man einen Blick auf die unterschiedliche subjektive Schichteinstufung der Westdeutschen und der Ostdeutschen wirft. Im Jahr 1993, also nach einer Phase einschneidender Deindustrialisierung Ostdeutschlands und forcierter Tertiärisierung, ordnen sich immer noch 58 Prozent der Ostdeutschen der „Unter- und Arbeiterschicht“ zu, fast auf den Prozentpunkt genau so viele, wie sich im Westen (57 Prozent) der Mittelschicht zuordnen<sup>6</sup>. Die subjektive Modernisierung in Ostdeutschland ist also stark von diesem eher plebejischen Hintergrund beeinflusst.

Die Nachhaltigkeit dieser Konstellation verdeutlichen auch die durch die Datenlage gut rekonstruierbaren Unterschiede in den Erziehungszielen. Dabei zeigte sich, daß die Heranwachsenden im Osten anders als ihre Altersgefährten im Westen auf eine frühe Selbständigkeit orientiert wurden, weswegen die Jugendforschung auch von einem selektiven oder eingeschränkten Bildungsmoratorium in der DDR spricht. Die Jugendphase war hier kürzer und fokussierter: Man stieg früher ins Berufsleben ein, studierte zügiger und verregelter, die jungen Erwachsenen heirateten früher und wurden früher Eltern. Die deutlich höhere Erwerbsquote insbesondere bei Frauen und gleichzeitig höherer Kinderzahl „erzwang wiederum ein höheres Maß an Selbständigkeit für die Kinder und eine stärkere Verantwortungsübernahme für häusliche Pflichten und Geschwister.“ (S. 110) Bei der Erziehung in Ostdeutschland wurde also stärker auf Sekundärtugenden geachtet, auf die Fähigkeit zur Integration in Gruppen, auf die Ausbildung von Ausdauer, Disziplin, die Bereitschaft, sich durchzusetzen und die (Hoch)Achtung von produktiver Arbeit, während im Westen die Fähigkeit zur Autonomie, Selbstverwirklichung und – viel stärker als im Osten – zur Anpassung gefördert wurde. (S. 108, 117f.) Die Selbstständigkeitsdisposition in der plebejischen oder arbeiterlichen Gesellschaft im Osten war also weniger die eines finanziell gut gestützten ‚Ego-Trips‘, sie war weniger experimentell und offen als in der westdeutschen Gesellschaft. Nimmt man jedoch eine internationale Perspektive ein, so ähneln die Konstellationen in den beiden deutschen Gesellschaften und zum Beispiel in der norwegischen einander deutlich – während sie sich stark unterscheiden von der amerikanischen und vor allem der französischen, wo eine gewisse „Unter-

6 Unter-Arbeiterschicht: West = 29 Prozent, Ost = 58 Prozent, Mittelschicht: West = 57 Prozent, Ost = 40 Prozent, Oberschicht: West 14 Prozent, Ost = 2 Prozent. Gensicke, S. 148.

betonung individueller Autonomie“ in den Sozialisationsprozessen zu erkennen ist. (S. 107) Auf der Ebene des deutsch-deutschen Vergleichs ist zu bemerken, daß die Aufwertung arbeiterlicher Sozialisationsmuster auch eine Strategie des Staates war. Sie sollte die Dynamik der subjektiven Modernisierung wieder ‚einfangen‘ und mit den politischen und wirtschaftlichen Strukturen des Landes harmonisieren.

Diese – in gewisser Weise ‚unübersichtliche‘, widersprüchlich wirkende, zum Teil modernisierte, zum Teil traditionelle – Wertemischung läßt sich gut mit dem Speyerer Typenschema für Wertetypen abbilden. Mit diesem Instrument wurde in einer Erhebung von 1990 eine Momentaufnahme der Wertesituation zum Ausgang der DDR erstellt. Das ‚Werte-Ergebnis‘ der späten DDR, die von politischer Stagnation, von einer umfassenden Sozialpolitik und wachsenden, nun auch von der Politik viel stärker legitimierten Konsumansprüchen geprägten gewesen ist, war die Zunahme des Typus der „hedonistischen Materialisten“. Mit 24 Prozent war diese Variante einer subjektiven Modernisierung doppelt so groß wie im Westen.<sup>7</sup> Im Westen lag der Anteil der „hedonistischen Materialisten“ nur bei 15 Prozent. Beachtlich aber war der West-Anteil der „perspektivlos Resignierten“ und der „nonkonformen Idealisten“ – also jener, die eine materialistische Ausrichtung nicht leben *konnten*, und jener, die sie nicht leben *wollten* (was immer das in einer so reichen Gesellschaft wie der alten Bundesrepublik auch bedeutet).

Bemerkenswert ist aber, daß der modernste Wertetyp, der „aktive Realist“, bei dem die Präferenz von idealistischen und hedonistischen Selbstentfaltungswerten mit Pflicht- und Akzeptanzwerten verbunden ist, ausgerechnet in der häufig als vormodern charakterisierten DDR-Gesellschaft der verbreitetste Wertetyp war. Das war und ist er in der Westgesellschaft zwar auch, aber im Osten war sein relativer Anteil noch höher. Der „aktive Realist“ gilt in der Wertforschung als ein Resultat bereits institutionalisierten Wertwandels und als ein modernisierter und zukunftsfähiger Typus, der „dem individualistischen-integrativen Anforderungsprofil der modernen Gesellschaften am ehesten entspricht“. (S. 171)

Wie hat sich die deutsch-deutsche Wertesituation nach drei Jahren Transformation des Ostens verändert? Der Anteil der „Realisten“ stieg im Osten noch einmal deutlich an (im Westen blieb er auf dem alten Niveau), während der Anteil der „hedonistischen Materialisten“ im Osten deutlich

---

7 Die Speyerer Erhebung von 1990 im einzelnen (Angaben in Prozent):

„Ordnungsliebende Konventionalisten“:	West=22, Ost=25
„perspektivlos Resignierte“:	West=12, Ost= 7
„Aktive Realisten“:	West=29; Ost=32
„hedonistische Materialisten“	West=15; Ost=24
„nonkonforme Idealisten“	West=22; Ost=12

schwand und auf das unverändert gebliebene Westniveau sank. Im Osten wie im Westen nahm der Anteil der „Konventionalisten“ ab und der der „Resignierten“ zu, im Osten verdoppelte sich in drei Jahren der Anteil der „Resignierten“, was den neuen Modus der sozialen Absicherung wieder spiegelt.

Einen Ausblick auf die deutsch-deutsche Zukunft liefert eine Erhebung zu den 18-30jährigen aus dem Jahr 1997<sup>8</sup>: Der Anteil der „aktiven Realisten“ ist im Osten deutlich höher als im Westen, während der Anteil der „nonkonformen Idealisten“ im Westen doppelt so hoch wie im Osten ist. Das heißt: Der ostdeutsche Modus der Selbstentfaltung und des Engagements orientiert sich – im Unterschied zum westdeutschen – weiterhin stark auf Leistungs- und Durchsetzungsbereitschaft, die materiellen Sicherheiten und der Lebensstandard sind wichtige Orientierungspunkte, außerdem werden Pflichten und Gebote der (Ein)Ordnung eher akzeptiert. Es war dies offenbar eine geeignete Orientierung, um in eine solche allgemeine Belastungssituation wie die Transformationsphase einzutauchen.

Gensicke verknüpft diese Ergebnisse mit Untersuchungen zur psychischen Konstitution der Ostdeutschen zur Zeit des Beitritts und kommt zu dem Resultat, daß die Ostdeutschen psychisch gut für die Belastungen einer Transformation gerüstet waren und daß von einer spezifischen Ost-Deformiertheit keine Rede sein könne. „Zwar bestätigt sich das vermutete größere Angstpotential, mehr Unsicherheit, mehr Erschöpfung und Nervosität bei den Ostdeutschen, hingegen kann im Vergleich zur westdeutschen Bevölkerung nicht von einer signifikant höheren psychosomatischen Belastung, mehr neurotischen Zügen oder von deutlich größeren Sinnkrisen verbunden mit Depressivität und Suizidalität die Rede sein“, faßt Gensicke zusammen. (S. 67) Die gute Bewältigung des Transformationsstresses führt er darauf zurück, daß die Ostdeutschen verhaltenskontrollierter sind, als die Westdeutschen. „Sie haben ein größeres Ordnungsstreben und legen mehr Wert auf Prinzipientreue, sie sind stärker normorientiert, zuverlässiger, stärker zukunftsorientiert und sparsamer“ (S. 69), was wie ein „Puffer“ gegen psychische Belastungen und Streß wirke und Frustrationstoleranz stütze. In signifikantem Maße seien die Ostdeutschen anpassungsfähiger, selbstverantwortlicher und weniger mit Minderwertigkeitskomplexen belastet als Westdeutsche. Offensichtlich konnten die Ostdeutschen während des Transformationsprozesses „aus mehreren Quellen psychische Stabilität und Gesundheit schöpfen“. (S. 69) Hin und wieder wird von „Anspruchsinflation“ oder einer „Versorgungsmentalität“ der Ostdeutschen gesprochen. Gensicke resümiert mit Blick auf die psychologischen Befunde: „Die Besorgnisse der neuen Bundesbürger bezüglich ihrer sozialen Sicherheit

8 T. Gensicke: Deutschland am Ausgang der neunziger Jahre. Lebensgefühl und Werte, in: Deutschland Archiv 1998, H. 1, S. 19-36.

dürfen damit nicht verwechselt werden, da diese objektiv nach wie vor wesentlich abhängiger von den Sozialsystemen als Westdeutsche sind.“ (S. 66)

Aus den bis hier referierten Perspektiven auf die Ostdeutschen, aus der Sicht einer aktuellen und retrospektiv vergleichenden Werteforschung und aus dem Blickwinkel psychologischer Tests wird deutlich, daß die Probleme des Umbruchs in den neuen Ländern *nicht* in der unzureichenden Adäquanz zwischen den individuellen Wertorientierungen der Ostdeutschen, ihren sozialisatorischen Mustern oder ihrer psychischen Konstitution mit den neuen wirtschaftlichen, institutionellen und geistigen Gegebenheiten liegt. Sie liegen in der besonderen objektiven Lage der Ostdeutschen<sup>9</sup> begründet und darin, wie Gensicke meint, „daß die Ostdeutschen mit ihren gesellschaftlichen Einstellungen“ (S. 21) mit ihren gesellschaftsbezogenen Werten nicht mit der neuen Gesellschaft übereinstimmen, daß sie keine neue „soziale Identität“ ausbilden und sich nicht mit den neuen Institutionen und Leitwerten identifizieren. Aber warum ist das so? Ist die Distanz zwischen der „individuellen Wertebene und der gesellschaftlichen Einstellungsebene“ nicht selbst ein vielmehr verursachtes und reaktives Phänomen? Hier bleibt der Autor einige Antworten schuldig. Dennoch wirft er die Frage eindrucksvoll und empirisch gut untermauert auf: Einerseits ‚passen‘ die – vor und nach der DDR sozialisierten – Ostdeutschen sehr gut in die Westgesellschaft und haben „an sich systemnahe Wertestrukturen“. Andererseits ist ihre Distanz zur neuen Gesellschaft viel größer als bei den Westdeutschen (S. 191).

Das ist vor dem Hintergrund der ostdeutschen Wahlentscheidungen von 1990, bei denen eine übergroße Mehrheit für die rasche Einführung des politischen und wirtschaftlichen Systems der Bundesrepublik im Osten und die An- und Einpassung Ostdeutschlands und der Ostdeutschen votierte, sehr erstaunlich. Vielmehr hätte diese Konstellation eine hohe Identifikation mit den politischen, institutionellen und wirtschaftlichen Fundamenten und Werten der Bundesrepublik erwarten lassen. Doch die Trends, die Gensicke zeigt, sind andere: Die prinzipielle Zustimmung für den Systemwechsel und die Einführung der Demokratie ist hoch. Deutlich höher als im Westen ist allerdings die Kritik an der bundesdeutschen Variante der Demokratie wie auch am Prinzip der Marktwirtschaft. Im einzelnen: Daß „die Einführung einer politischen Ordnung nach westlichem Vorbild richtig“ war, bejahen seit 1992 immer mehr Ostdeutsche, und die Kritik an diesem Schritt hat seitdem stetig abgenommen, 1997 befürworten drei Viertel der Ostdeutschen diese Entwicklung. (S. 186) Dagegen ist das Ein-

9 U. Busch, Vermögensdifferenzierung und Disparität der Lebensverhältnisse im vereinigten Deutschland, in: Berliner Debatte INITIAL 1996, H. 5, S. 103-119, ders., Transfer West-Ost und Ost-West: Wer macht das große Geschäft?, in: F. Vilmar (Hrsg.), Zehn Jahre Vereinigungspolitik, Berlin 2000, S. 161-192.

verständnis mit der Marktwirtschaft in Ost und West gleichermaßen gesunken. Im Westen haben 1997 noch 40 Prozent eine „gute Meinung“ von der Marktwirtschaft, im Osten nur noch 22 Prozent. Der Stolz und die Identifikation der Ostdeutschen mit der Bundesrepublik ist – bis auf die demokratische Revolution und die Deutsche Einheit – ein Stolz auf apolitische Objekte. Fragt man Ostdeutsche und Westdeutsche „worauf man als Deutscher stolz sein kann“, so werden von den Ostdeutschen Objekte wie „politisches System“ und „Sozialstaat“ nur *halb so oft* genannt wie bei den Westdeutschen. Beim Wert „persönliche Freiheit“ kommen die Ostdeutschen nur auf zwei Drittel der westdeutschen Nennungen. Die Ostdeutschen sind auf ganz andere Dinge stolz: Neben der demokratischen Revolution erfüllen sie viel mehr als die Westdeutschen die deutschen Sportler, Städte, Dome, die schönen Landschaften und der klassische Kanon der ‚Kulturnation Deutschland‘ mit Stolz. Fast einzig ist sich Ost und West hingegen im stolzerfüllten Bezug auf die deutsche Wirtschaft, Wissenschaft, Technik und namentlich auf die deutschen Autos. (S. 201).

Einer der Gründe für diese Abwendung von den politischen Leitwerten der westdeutschen Gesellschaft mag sein, daß sich die Ostdeutschen bislang die bundesdeutsche Demokratie nicht als einen Lebensraum, als ein Medium zur Durchsetzung ihrer Interessen aneignen konnten. Eine Studie von 1995 ergab, daß sich 36 Prozent der Ostdeutschen nur als „interessierte Beobachter“ der Entwicklung im vereinigten Deutschland fühlen und 55,3 Prozent sich als „ausgeschlossen bzw. überrollt“ sehen. Die Ostdeutschen sind also mit den demokratischen Einflußmöglichkeiten nicht zufrieden. Interessant ist in diesem Zusammenhang auch die Frage, wie und in welchen Bereichen der politischen Kultur sich „demokratische Mitwirkungsmöglichkeiten im Vergleich zur DDR-Zeit“ verbessert haben. In bezug auf den Arbeitsplatz meinen das 10,2 Prozent, auf die Kommune 23,5 Prozent und die „große Politik“ nur 15,8 Prozent der Ostdeutschen.<sup>10</sup> Eine Forsa-Umfrage im Jahr 1999 ergab, daß sich 61 Prozent der Ostdeutschen vom Zustand der Demokratie enttäuscht zeigen, während 60 Prozent der Westdeutschen damit zufrieden sind.<sup>11</sup> Gensicke verweist in seinem Buch auf eine Erhebung des Allensbacher Institutes: Ende 1997 stimmten 55 Prozent der Ostdeutschen aber nur 15 Prozent der Westdeutschen der Aussage zu: „Mit der Wiedervereinigung sei die Chance vergeben worden, einen neuen Staat zu schaffen, in dem Marktwirtschaft, Menschlichkeit und Sozialismus verbunden sind“. Eine Ablehnung fand der Satz nur bei

10 J. Hofmann, Ostdeutsches Wir-Bewußtsein: Altlast oder Transformationseffekt?, in: H. Timmermann (Hrsg.), Die DDR – Politik und Ideologie als Instrument, Berlin 1999, S. 153-174, S. 166 u. 170.

11 Leipziger Volkszeitung, 16. September 1999, S. 2.

25 Prozent der Ostdeutschen, aber bei 70 Prozent der Westdeutschen. (S. 176).

Einen anderen Hinweis auf die Ursachen für die brüchige, apolitische Identifikation der Ostdeutschen gibt Gensicke selbst: „Die größte Asymmetrie zwischen Ost und West wird durch die sogenannten Kompetenzmerkmale gebildet. Kompetenzmerkmale sind zum Beispiel Eigenschaften wie ‚selbstständig‘, ‚selbstbewußt‘, ‚flexibel‘, ‚entschlußkräftig‘ und ‚geschäftstüchtig‘. ... Westdeutsche schreiben sich diese Merkmale in hohem Maße zu, den Ostdeutschen sprechen sie diese jedoch weitgehend ab. Ostdeutsche sprechen diese Eigenschaften den Westdeutschen ebenfalls in hohem Maße zu“, sich selbst jedoch kaum. „Wichtig ist jedoch daran zu erinnern, daß Ostdeutsche die individuellen Voraussetzungen für kompetentes Handeln in ihren *individuellen Persönlichkeitsmerkmalen* in ähnlichem Maße wie Westdeutsche besitzen“, was Gensicke in seiner Arbeit bereits referierte, woraus er richtig schließt: „In den neuen Ländern scheint es jedoch den Westdeutschen und ihren Medien bereits sehr früh gelungen zu sein, den Ostdeutschen bestimmte Kernelemente *ihrer* Version vom typischen Ostdeutschen aufzuzwingen.“ (S. 194f.)

Die Auswirkungen dieser Zuschreibungen auf die „soziale Identität“ der beiden deutschen Bezugsgruppen untersuchten die Sozialpsychologinnen Ursula Piontkowski und Sonja Öhlschlägel. Sie wollten „in einer Längsschnittstudie die Auswirkungen des Kategorisierungsprozesses auf die Kommunikation zwischen Ost- und Westdeutschen untersuchen.“ Einer ihrer Ergebnisse ist, daß die Ostdeutschen insgesamt keine negative soziale Identität entwickelt haben. Sie stellen fest, „daß die Ostdeutschen als selbstwertstützende Maßnahme eine erneute Identifikation mit ihrer (ostdeutschen) Gruppe anstreben... (und) sich wesentlich stärker mit ihrer Eigengruppe identifizieren, als dies die Westdeutschen tun und daß sie ihre Identität durchaus bejahen, stolz darauf sind.“ (S. 16) Dabei bestätigt die Ost-West-Gruppen-Beziehung allgemeine sozialpsychologische Modelle über das Gruppenverhalten: Als eindeutig unterlegene Gruppe in den Vergleichsdimensionen „politische Einflußmöglichkeiten“ und „wirtschaftliche Situation“ „erfinden“ die Ostdeutschen neue Vergleichsdimensionen, in denen sie besser abschneiden, und erklären diese Dimensionen – in diesem Falle das „Sozialverhalten“ – als die (für sich) *eigentlich* wichtigen. Der Ostdeutsche als der sozialere, der ‚bessere‘ Mensch – das wiederum ist diskursive Figur, die im ostdeutschen Binnendiskurs allseits bekannt ist.

Piontkowski und Öhlschlägel stellen nicht nur deutliche Unterschiede in den individuellen Werten und Einstellungen fest, sondern auch, daß sich Ostdeutsche und Westdeutsche selbst noch mehrere Jahre nach der Wiedervereinigung als getrennte Gruppen wahrnehmen. Die Stereotypisierung könne durch zwei Faktoren gemindert werden, durch persönlichen Kontakt

und durch die Ausweitung des Referenzrahmens über rein deutsche Bezüge hinaus (S. 38, 44). Mit Blick auf die Akkulturationstheorie (S. 84f.) weisen die Autorinnen darauf hin, daß für einen erfolgreichen Akkulturationsprozeß die Akkulturationseinstellungen beider Gruppen konkordant sein müssen. Das ist dann der Fall, wenn *sowohl* die dominante Gruppe die aufzunehmende Gruppe für eine Bereicherung und nicht für eine Bedrohung hält und diese also integrieren möchte, *als auch* die non-dominante Gruppe die kulturellen Werte der akkulturierenden Gruppe übernehmen will. In der deutsch-deutschen Situation könnten Konflikte entstehen, meinen die Autorinnen, insoweit sich ein Teil der Ostdeutschen nicht assimilieren, sondern auf eigenen kulturellen Werten beharren will. Die Forscherinnen stellten fest, daß 91 Prozent der Ostdeutschen der Meinung sind, daß die Ostdeutschen ihre kulturellen Werte beibehalten sollten. Nur 70 Prozent der Ostdeutschen waren dafür, daß die Westdeutschen ihre kulturellen Werte beibehalten sollten. Die Westdeutschen geben ein anderes Votum ab. Von ihnen meinen nur 68 Prozent, daß die Westdeutschen die eigenen kulturellen Werte beibehalten sollten, und 73 Prozent von ihnen waren der Meinung, daß die Ostdeutschen ihre Werte behalten sollten. Die Autorinnen deuten das als „relativ hohe Konkordanz“ und geben eine „relativ günstige Prognose für das Zusammenwachsen der beiden Teile“. Man kann aus diesen Befunden wohl auch auf die Möglichkeiten eines kulturellen Transfers von Ost nach West schließen. Denn schließlich sind besonders die Ostdeutschen, wie die Autorinnen feststellten, „stolz auf ihre Herkunft und möchten die Westdeutschen mit ihrem Land vertraut machen“, zudem sind es gerade die Westdeutschen, die inzwischen auch über die Abkehr von den tradierten Individualitätsformen der achtziger Jahre<sup>12</sup> reden.

In der von den beiden Psychologen Hendrik Berth und Elmar Brähler herausgegebenen Sammlung werden neueste statistische Befunde zu den Gemeinsamkeiten und Differenzen zwischen Ostdeutschen und Westdeutschen präsentiert. Die zum Teil sehr aspektierten Untersuchungen handeln medienwissenschaftliche oder gerontologische Fragestellungen ab, andere die „regionalen Unterschiede von Intelligenzleistung sowie der Basisfertigkeiten Rechnen und Rechtschreibung“. Ein Teil der Aufsätze operiert auf der hier bereits diskutierten Ebene der Einstellungen und Werte der Deutschen in Ost und West. Auch hier werden Ergebnisse vorgestellt, die einigen zeitgeistmächtigen Stereotypen zuwiderlaufen: *Erstens* dem Klischee, daß die Ostdeutschen autoritärer als die Westdeutschen seien, *zweitens*, daß die Ostdeutschen eine repressive Erziehung hätten durchmachen müssen und dadurch psychisch deformiert seien, *drittens* daß wegen des in

12 Vgl. dazu auch E. Brähler/H.-J. Wirth (Hrsg.), *Entsolidarisierung. Die Westdeutschen am Vorabend der Wende – und danach*, Opladen 1995.

der DDR nur verordneten Antifaschismus die Ostdeutschen eine Auseinandersetzung mit der Hitlerzeit für weniger wichtig hielten als die Westdeutschen. Hier zeigen die Autoren genau gegenteilige bzw. andere Befunde.

In der Autoritarismus-Studie wurden vier Autoritarismuszeichen überprüft und unter anderem nach dem Ost-West-Merkmal aufgeschlüsselt. Hier „gab es in einer Frage keine deutsch-deutsche Differenz, bei einer Frage erwiesen sich die Ostdeutschen und bei zwei Fragen die Westdeutschen als die autoritäreren“. (S. 157) In der auf das „erinnerte elterliche Erziehungsverhalten“ orientierten Befragung von Elmar Brähler und Horst-Eberhard Richter hätte sich die These von der ‚repressiven Erziehung‘ in der DDR bestätigen können. Ergebnis war aber, daß die Angaben zur Ablehnung durch Vater und durch Mutter wie auch zur Überbehütung durch Vater und durch Mutter im Westen signifikant höher als im Osten sind (S. 17). Auf die tatsächliche Bedeutung des Antifaschismus zielte die Frage ab, wie wichtig es sei, sich heute „noch mit der Hitlerzeit auseinanderzusetzen“. Hier erweisen sich „die Ostdeutschen hochsignifikant als die eindeutig aufgeklärteren Menschen. Sie befürworten durch alle Altersjahrgänge hindurch die Auseinandersetzung mit der Hitlerzeit, im Alter mit zunehmender Tendenz, wogegen in Westdeutschland die ohnehin schon geringe Zustimmung mit dem Alter weiter abnimmt.“ (S. 147) Bei der Frage, inwieweit man „Ausländer, die in unserem Land leben möchten“ für „willkommen“ hält, werden zeitgenössische Diskursfiguren über die Ostdeutschen allerdings bestätigt: Die Ablehnung ist im Osten höher und die Zustimmung geringer. Eine Ursache für diese Einstellung wird deutlich, wenn Elmar Brähler und Horst-Eberhard Richter danach fragen, inwieweit Ausländer im Land „Angst“ hervorrufen: Zwei Drittel der Ostdeutschen fühlen sich bedroht, im Westen nicht einmal die Hälfte (S. 19). Dieser Befund ist im Lichte der oben genannten Studie von Piontkowski interessant: Sie stellt fest, daß die Akkulturationseinstellung der dominanten Gruppe – also hier der ostdeutschen ‚Inländer‘ – davon abhängt, ob sie die non-dominante Gruppe – also die Ausländer – als eine Bereicherung oder Bedrohung ansieht – weswegen es im Westen unterschiedliche Akkulturationseinstellungen zu Griechen und Italienern einerseits und Türken andererseits gäbe. (Piontkowski/Öhlschlägel S. 84) Auch Brähler und Richter stellen die Befunde zu den Einstellungen der Ostdeutschen gegenüber ‚Ausländern im eigenen Land‘ neben die Befunde zu den allgemeinen Bedrohungs- und Ohnmachtsgefühlen, in denen sich die ‚transformierten Ostdeutschen‘ gegenüber den nichttransformierten Westdeutschen deutlich unterscheiden. Der Aussage, daß „in unserem Land die Reichen immer reicher und die Armen immer ärmer werden“ oder daß „das Gemeinschafts-

gefühl abnehmen würde“, stimmen die Ostdeutschen viel stärker als die Westdeutschen zu (Berth/Brähler S. 12f.).

Was als die sozialisatorische und vor allem ideologische Erbschaft oder Erblast der DDR-Zeit bei den Bewohnern der neuen Bundesländer angesehen werden kann, ist eine in der Zeitgeschichte und Sozialwissenschaft viel diskutierte Frage. Ihre Beantwortung ist nicht einfach, sicherlich auch, weil ihre Operationalisierung schwierig und empirische Daten rar sind. Hendrik Berth, Wolf Wagner, Oliver Decker und Elmar Brähler widmen dieser Frage eine Einzelstudie. Sie kommen zu dem Schluß: „Die Propaganda der DDR hat ihre Spuren hinterlassen und die Bevölkerung der ehemaligen DDR stärker auf eine sozialistische Moral der friedliebenden, antifaschistischen Selbstverpflichtung festgelegt. Diese wirkt noch heute fort und ist immer noch Grundlage bei der Erziehung. Sie prägt die Einstellungen aller Altersgruppen – verstärkt eventuell durch einen antiwestlichen Reflex auf erlebte Probleme im Vereinigungsprozeß. Diese Theorie wird in weiteren längsschnittlichen Untersuchungen zu prüfen sein“ (S. 157).

### Ausblick – die Erbschaft des Ostens

Mit welchem ‚sozialisatorischen Gepäck‘ die Ostdeutschen in das vereinigte Deutschland gekommen sind, inwieweit und in welche Richtung die neuen Bundesbürger die Kultur des vereinigten Deutschlands verändern werden, wird seit dem Beitritt diskutiert. Es ist eine notwendige Diskussion, die fortgesetzt werden sollte, zumal die Sozialwissenschaften dabei zunehmend genauer geworden sind. Ansätze, die eine „psychische Deformation der Ostdeutschen“ als Folge eines insgesamt repressiven Sozialisationsklimas postulierten, erwiesen sich nicht als empirisch gedeckt. Ebenso wenig sind die Ansätze, die den Ostdeutschen ein prinzipielles Modernisierungsdefizit attestieren, was durch eine nachholende Modernisierung therapiert werden müsse. Problematisch bleibt, der Reflexion der Ostdeutschen prinzipiell westdeutsche sozialisatorische Normalitätsvorstellungen zugrunde zu legen und unvermittelt empirische und theoretische Instrumentarien zu nutzen, die bei der Analyse der westdeutschen Gesellschaft entwickelt wurden.

In mancherlei Hinsicht ‚passen‘ die Ostdeutschen nicht in die westdeutsche Gesellschaft, in diese Art von Marktwirtschaft und politische Kultur. Allerdings ist die westdeutsche Gesellschaft in vielem auch bereits eine vergangene. Für jenes Deutschland, das der Zeitgeist mit dem Etikett ‚Berliner Republik‘<sup>13</sup> belegt, für das Deutschland der Globalisierung und

---

13 Th. Ahbe/M. Gibas, Der Osten in der Berliner Republik, in: Aus Politik und Zeitgeschichte. Beilage zur Wochenzeitung *Das Parlament*, B 1-2/2001, S. 15-22.

Europäisierung, der schwindenden universellen Prosperität, des prekären Wohlstands und des unter Druck geratenen Sozialstaates, für das Deutschland der Regionalisierung, des ‚muddling through‘ und der sich verkürzenden Perspektiven sind die Eigenarten der Ostdeutschen nicht nur Hypothesen, sondern vielleicht auch konstruktive Erbschaft. Zum Erinnerungsrepertoire der Ostdeutschen gehören soziale Absturz- und Desintegrationserfahrungen und eine ‚geschärfte Witterung‘ für drohende soziale und ökonomische Verwerfungen – während bei großen Teilen der westdeutschen Bevölkerung, die ihre gesellschaftlichen Wahrnehmungsmuster in der historischen Ausnahmeperiode der Wohlstands-Bundesrepublik herausgebildet haben, diese Sichtweisen nicht so ausgebildet sein dürften. Damit bringen die Ostdeutschen in die politische Kultur der Bundesrepublik einen gebeutelten, geläuterten Realismus mit ein, der sich zu den künftigen gesellschaftlichen Belastungen im sich einigenden Europa paßfähiger erweisen wird als heute vielleicht scheint.